

MAREIKE
GUHR

BLAU TÜRKIS GRÜN

WARUM ICH UM
DIE WELT
GESEGELT BIN

DELIUS KLASING VERLAG

INHALT

- 7 **MARQUESAS**
GENAU HIER
- 12 **GEDANKENSPLITTER**
WORAUF HABE ICH MICH DA
NUR EINGELASSEN?
- 16 **WELTWEIT**
LA CAPITANA
- 19 **HAITI**
DAS VERLORENE PARADIES
- 27 **SAN BLAS INSELN**
MODERNES LEBEN
- 31 **PANAMA**
CANAL GRANDE
- 35 **ÄQUATOR**
AUS NORD WIRD SÜD
- 39 **GALAPAGOS**
EIN MYTHOS
- 44 **GEDANKENSPLITTER**
SALZ SAMMELN
- 47 **OZEANLEBEN**
EIN FISCH IN MEINEM BETT
- 52 **MARQUESAS / TAHUATA**
MANTAS ZUM FRÜHSTÜCK
- 54 **TUAMOTUS / KAUEHI**
PASS PASSAGEN
- 59 **TUAMOTUS / FAKARAVA**
DAS SCHRECKLICHE ENDE
VON VISKUS
- 62 **TUAMOTUS / RANGIROA**
WENN MOANA SINGT
- 66 **GEDANKENSPLITTER**
FAMILIE IM HECKWASSER
- 68 **PAZIFIK**
ENGEL IN DER NACHT
- 71 **SUWARROW**
DAS EILAND DER EINSIEDLER
- 77 **TONGA / VAVA'U**
DIE STIMMEN VON NAIAFU
- 81 **TONGA / NUAPAPU**
MARINERS CAVE
- 84 **TONGA / PANGAIMOTU**
BIG MAMA
- 88 **GEDANKENSPLITTER**
WARUM EIGENTLICH
- 91 **WELTWEIT**
MEINE TÄGLICHE BAUSTELLE
- 97 **FIJI / VITI LEVU**
FIJIS FILMSTARS
- 102 **FIJI / MAKONGAI**
DER KAMPF DER MÖRDERMUSCHELN
- 104 **FIJI / MAKONGAI**
DER TANZ DES KLEINEN KRIEGERES
- 109 **VANUATU**
DIE RIESENFÜSSE VON TANNA
- 112 **GEDANKENSPLITTER**
DRUCK UND EINSAMKEIT
- 114 **SYDNEY**
GROSSSTADTFLAIR
- 117 **QUEENSLAND**
SCHMETTERLINGSZEIT
- 120 **GEDANKENSPLITTER**
GOODBYE, PAZIFIK
- 122 **BALI**
INDONESISCHER IRRWITZ
- 129 **INDONESIEN**
DIE UNGEHEUER VON KOMODO
- 133 **CHRISTMAS ISLAND**
DIE HEILIGEN WEIHNACHTSKREBSE
- 137 **COCOS KEELING**
STURM AM ANKERPLATZ
- 142 **INDISCHER OZEAN**
AN LAND LEBT ES SICH GEFÄHRLICH
- 147 **SÜDAFRIKA**
SHOSHOLOZA
- 154 **GEDANKENSPLITTER**
MAGIC MOMENTS
- 157 **NORDATLANTIK**
DIE NASSE FAHRT NACH LISSABON
- 160 **WELTWEIT**
WASSERFARBENSÜCHTIG



GENAU HIER

Das ist es – jetzt und hier; genau hier. Der Moment, der eine Moment, den ich mir so lange gewünscht habe und von dem vielleicht jeder Segler träumt: Nach 18 Tagen auf See tauchen die Marquesas am Horizont auf – keine 20 Meilen mehr bis zum Landfall. Wir fallen uns in die Arme, wir tanzen über Deck, wir freuen uns wie irre. Nicht, weil die Überfahrt erst mal zu Ende ist, nein, weil wir in der Südsee angekommen sind! Mittendrin im großen blauen, weiten Pazifik liegen die Inseln, die wir sonst nur aus Büchern kennen. Ungeheuer hoch ragen sie in den Himmel und sind knallgrün. Fatu Hiva ist der klingende Name der ersten Anlaufstation. Was uns wohl hinter der Huk erwartet? Wie die Bucht wohl aussehen wird? Wer ist schon da von unseren Freunden? Mit für mich ungewohnt kleiner Crew sind wir unterwegs – zu zweit von den Galapagosinseln gestartet. 3.000 Seemeilen liegen hinter uns, eine spannende, wunderschöne, aber auch anstrengende und ermüdende Tour. Und nun liegt das Paradies voraus. Eine Bucht zum Anker, das heißt, wieder ganze Nächte durchschlafen können, frische Früchte, Landgang, Durchatmen, Auftanken, Genießen.


Die Ankunft auf den Marquesas nach fast drei Wochen auf See ist einer der bewegendsten Momente meiner Reise.



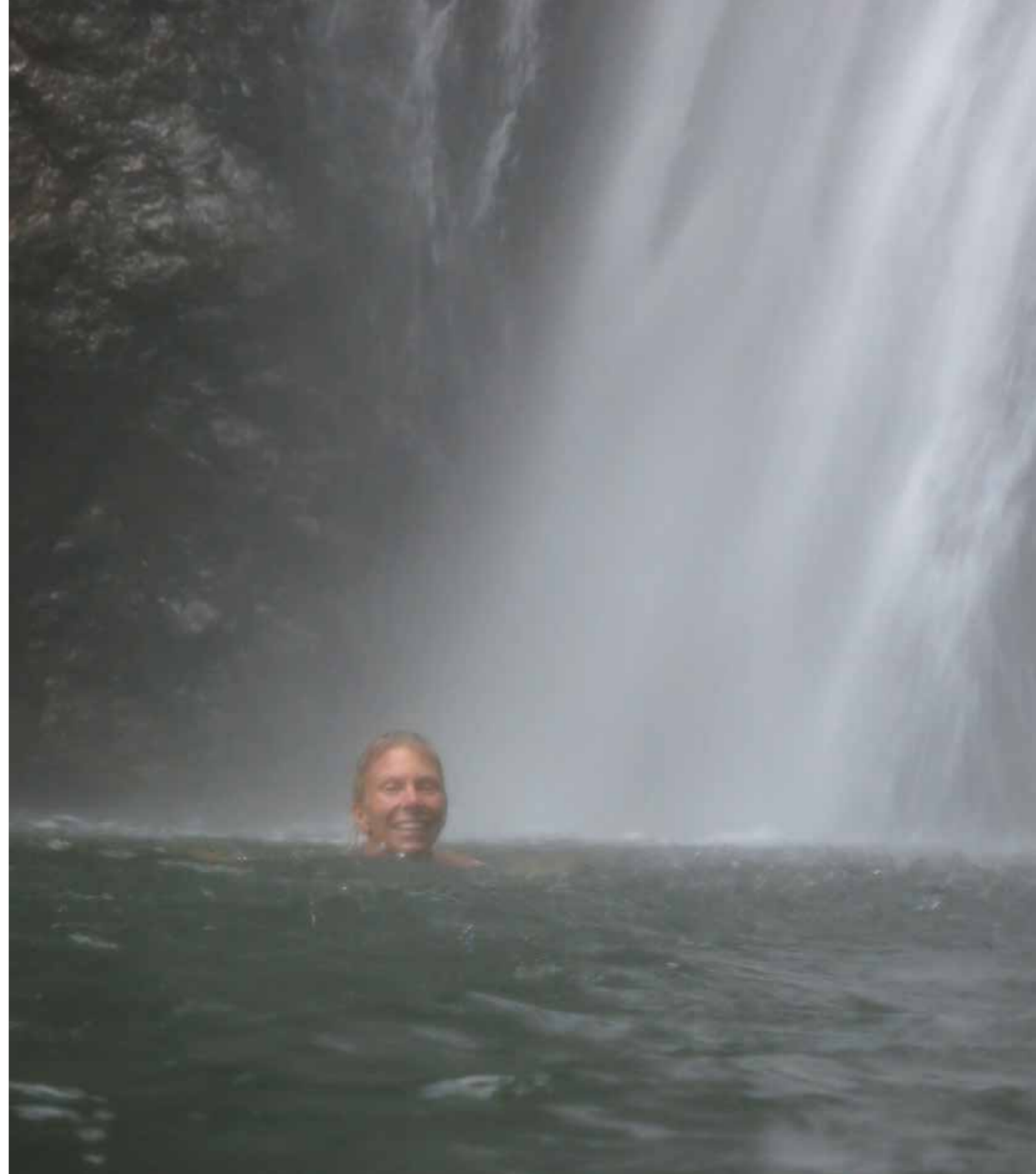
Wir holen die Segel ein und biegen um die Ecke. Der Anblick ist atemberaubend. Die tief eingeschnittene Bucht scheint wie aus einem Bilderbuch entsprungen. Steil aufragende grüne Berge, tiefblaues, fast schwarzes Wasser, und im Scheitel der Bucht dieser bekannte Felsen in Form eines Frauenkopfes, weshalb die Bucht auch Baie de Vierges (Jungfrauenbucht) genannt wird. Die besten Pomelos der Welt – riesige, süße Grapefruits – bekommen wir hier geschenkt. Gleich nach dem Ankermanöver tuckern unsere französischen Freunde von der *Geronimo* heran, heißen uns willkommen und bringen uns diese wunderbare Köstlichkeit. Nach fast drei Wochen auf See ist das frische Obst heiß ersehnt.

Das Dingi wird zu Wasser gelassen, wir montieren den Außenborder und fahren an Land. In dem Dorf Hanavave scheint die Zeit stehen geblieben zu sein. Klischees erfüllende Südseemädchen mit unendlich langen schwarzen Haaren schlendern die Dorfstraße entlang und grüßen scheu, aber freundlich: »Bonjour«. Wir sind in Französisch-Polynesien. Kinder tollen herum, spielen Fußball im Matsch. Fischer sortieren ihre Netze, die Kirchenglocken beginnen zu läuten. Idylle pur. Vier magische Tage verbringen wir auf Fatu Hiva. Erkunden die Umgebung, baden in Wasserfällen, tauschen unsere Angelhaken gegen frisches Obst, entdecken alte in Stein gemeißelte Zeichnungen im Wald und riesige Tiki-Figuren, lernen, wie die auf Papier gemalten Kunstwerke, genannt Tapas, angefertigt werden und treffen uns mit den anderen Seglern am Strand zum Barbecue. Es ist: das Paradies.

Der Norwegische Forscher Thor Heyerdahl hat hier auf der Insel in den 20er-Jahren mit seiner Frau Liv ein Jahr lang gelebt, und ich kann mir nur schwer vorstellen, wie das Leben damals, vor hundert Jahren, gewesen sein muss. Scheint es doch auch jetzt noch wunderbar einfach und fern jeglicher westlicher Zivilisation.

Die Insel hat etwas Mystisches und wird für mich zum Inbegriff der Südsee. Und zu einem persönlichen Meilenstein. Immer wieder werde ich später gefragt, wo es am schönsten war. Und immer wieder antworte ich, dass ich mich nicht auf einen Ort festlegen kann, aber die Ankunft auf den Marquesas ein ganz besonders prägender Moment für mich war. Und jedes Mal während ich das erkläre, taucht in meinem Kopf das ergreifende Bild dieser außergewöhnlichen Bucht auf. Ein Schatz für meine eigene kleine Ewigkeit. 

Schwimmen unter dem Wasserfall auf Fatu Hiva – eine wunderbare Erfrischung nach der langen Überfahrt.



15. März 2012

Worauf habe ich mich da nur eingelassen?

»Das Schiff wird dir gefallen«, sagt Ralf noch am Ende unseres Telefonats. Ralf hat *Medianoche* gebaut. Mit viel Schweiß und Blut, Zeit und Sorgfalt – und vor allem mit ganz viel Enthusiasmus. Denn eigentlich wollte Ralf mit *Medianoche* und Gästen selbst um die Welt segeln. Die Geschichte ist dann leider anders ausgegangen – aber fest steht, dass ohne Ralf dieses Boot nie entstanden wäre – und meine Reise so wohl auch nicht.

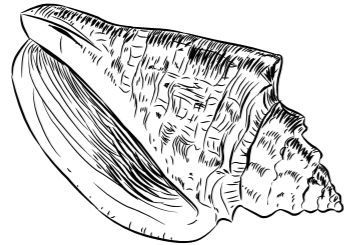
Ralf hat mich als Skipperin shanghai und mir das Schiff erklärt. Vorerst aber nur in Deutschland auf dem Trockenen. Denn *Medianoche* liegt auf Lanzarote, und als ich im Frühjahr 2012 den Vertrag unterschreibe, habe ich sie noch nie gesehen.

Der Vertrag besagt, dass ich mir das Schiff ausleihe, um mein Projekt einer Weltumsegelung zu realisieren – und dabei vielen Mitseglern die Möglichkeit gebe, auf einem Teilstück meiner Reise dabei zu sein. Die Einnahmen fließen dabei an den Eigner, der mittlerweile gewechselt hat und nicht mehr Ralf heißt.

Ein hohes Risiko? Ja, vielleicht, aber ich hatte auch das Urteil anderer eingeholt, die *Medianoche* bereits kannten und mir einhellig die Qualität des Schiffes bestätigten.



FEST STEHT,
DASS OHNE RALF
DIE MEDIANOCHÉ
NIE ENTSTANDEN WÄRE –
UND MEINE REISE SO
WOHL AUCH NICHT.



Irgendwann also stehe ich in Puerto Calero auf Lanzarote, mit meinem Gepäck für die nächsten Jahre in der Hand, der Schweiß läuft mir den Rücken runter, und betrachte mein neues Zuhause. *Medianoche* liegt ruhig und zufrieden da; deutlich größer und beeindruckender als ich sie mir je vorstellen konnte. Von einem Schwimsteg aus, also fast auf Wasserlinienhöhe, wirkt sie einfach riesig. Schnell taufe ich sie »die dicke Berta«, da sie nicht nur etwas altbacken aussieht, sondern auch sehr robust und schwer ist und mir ihren ausladenden Hintern zeigt.

Auf was habe ich mich da nur eingelassen? Es ist alles noch ziemlich unwirklich. Ich klettere an Bord und hole den Schlüssel aus dem verabredeten Versteck. Langsam wandere ich über Deck und gucke mich um. Alles scheint mir ganz schön mächtig. Dann öffne ich die Tür und tauche in den Salon. Fotos hatte ich ja schon gesehen. Sie waren nicht geschönt. Alles ist wirklich so großzügig und sehr geschmackvoll ausgebaut. Ja Ralf, das Schiff gefällt mir! Ich brauche ein paar Stunden, bis ich die wichtigsten Schalter und Materialien gefunden habe. Langsam beziehe ich meine neue Heimat. Drei Wochen bleiben, um noch vieles an Ergänzungen und Umbauten durchzuführen und mich an das Schiff zu gewöhnen.

So viel Schiff beinhaltet auch viel Technik. »Kein Problem«, hatte Ralf gesagt, der *Medianoche* für den neuen Eigner managt. »Bei allen technischen Problemen kannst du mich jederzeit anrufen, ich bin dein Backup.« Das funktioniert prima. Ich rufe ihn an, wenn ich etwas nicht finde, feststecke oder Ersatzteile brauche, und bin immer wieder erstaunt, wie er selbst ohne große Beschreibung jede Kleinigkeit noch genau zu kennen scheint. Dann aber, drei Monate später, verlässt Ralf den Management-Job, und ich stehe alleine da. Bei einem Selbstbauboot ohne Pläne wird das immer wieder zur Herausforderung.

Nun, nach 4,5 Jahren enger Verbundenheit mit dem Schiff, habe ich mich längst an ihre Ausmaße gewöhnt und empfinde sie nicht mehr als groß. Jeder Winkel ist mir vertraut und (fast) jede Schraube hatte ich mindestens einmal in der Hand. *Medianoche* ist meine Heimat, meine Partnerin, meine sichere Basis und meine immerwährende Beschäftigung. Denn Ruhe gibt es an Bord nicht; irgendetwas ist einfach immer zu tun – meist eher etwas mehr als weniger. Die dringlichsten Arbeiten betreffen immer die Sicherheit von Schiff und Crew. Abschließend geht es darum, den Komfort und die Präsentation des Schiffes zu optimieren. Das startet beim Riggcheck (hohe Priorität) oder einer nicht funktionierenden Toilette und endet beim Polieren des Edelstahls (das Sahnehäubchen); dazwischen liegen unendlich viele Aufgaben, neue, immer wiederkehrende und manchmal auch unlösbare. Doch es ist eine klare Aufgabe, die Ausrichtung steht fest – was zu tun ist, brauche ich nicht zu entscheiden, es ergibt sich von selbst.

Jetzt also, nach so vielen gemeinsamen Jahren, in denen *Medianoche* mich sehr viel Arbeit gekostet, mir dafür aber auch unglaublich schöne Momente geschenkt hat – jetzt sind wir ein Team, eine Einheit, und sie erscheint mir gar nicht mehr mächtig. Nur einmal im Jahr, wenn ein Travellift sie aus dem Wasser hebt und sie aus ihrem Element entfernt wird, wenn ich daneben stehe, unterhalb der Wasserlinie, dann ist sie plötzlich wieder doppelt so groß, und somit auch »meine dicke Berta«.



LA CAPITANA

Warum eigentlich ist es noch immer so selten, dass Skipperinnen auf hoher See unterwegs sind? Ich wünschte mir, ich wäre nicht eine solche Ausnahme. Dabei hat es mich bislang weder ernsthaft gestört noch beeinträchtigt. Aber ich finde es einfach unglaublich schade, dass in Zeiten, in denen um Gleichstellung gerungen wird und viele Erfolge den richtigen Weg aufzeigen, noch immer viel zu wenig Frauen aus der traditionellen Rolle der Mitseglerin ausscheren. Im besten Fall, aber immer noch selten, ist sie immerhin gleichberechtigt und ebenso gut ausgebildet. Diese Konstellation habe ich unterwegs ab und an getroffen. Oft aber wird dennoch der Mann im Vordergrund als Entscheider gesehen.

Einer muss an Bord die Verantwortung tragen, das ist klar, aber ich möchte, dass mehr Frauen diesen Schritt gehen. Wagt es, zieht los, macht euer Ding ohne darauf zu warten, dass ein Kerl sagt, wo es langgeht.

Unbequem? Ja klar! Es ist leichter, sich Entscheidungen abnehmen zu lassen –, aber gleichzeitig verliert man damit doch auch ein großes Stück der eigenen Freiheit. Und es fühlt sich eindeutig viel besser an, wenn man zumindest könnte, wenn man wollte. Ausbildung ist daher der Schlüssel zum Erfolg; dazu ein Quäntchen Mut, den Schritt zu wagen die Dinge selber anzugehen. Fehler macht jeder dabei. Männer tun sich nur nicht so schwer damit. Frauen wollen um jeden Preis Fehler vermeiden und überlassen daher die Entscheidungen eher den anderen. Oft wird es mit Erstaunen, immer aber freundlich, offen und positiv aufgenommen, wenn der Kapitän an Bord gesucht wird und ich meine Hand hebe.

Auch bekomme ich viel Hilfe und nehme sie meist auch gerne an, sicher ein Unterschied zu vielen männlichen Kollegen. Ich habe den Luxus, einfach fragen zu können: Kennt sich jemand besser damit aus? Männer geben sich diese Blöße nur ungern.

Nicht selten, gerade in Italien, wird grundsätzlich der, manchmal sogar einzige, Mann an Bord angesprochen. Die Möglichkeit, dass als Ansprechpartner eine Frau am Ruder stehen könnte, ist hier noch nicht angekommen.


Manchmal wurde ich gar als Sensation gesehen, immer aber als willkommene Abwechslung, ob es nun die Hafenmeister in Boca Chica (Dominikanische Republik) waren, die mich sofort »La Capitana« taufte, die indonesischen Einwanderungsbeamten, die auf Selfies mit mir bestanden oder ein Zöllner im Mittelmeer, der abends immer vorbeikam um zu sehen, ob ich nicht vielleicht doch Gesellschaft bräuchte. Wenn ich allein ohne Crew unterwegs bin, verstärkt sich der Beschützerinstinkt der Außenstehenden um ein Vielfaches. Eine Frau mit einem so großen Schiff, allein – das spricht sich schnell rum. Einsamkeit ist daher nie mein Problem ...

Am rührendsten war sicher der alte, beliebte Hafenmeister in der Marina von Bastia. Der hatte sich eindeutig ein kleines bisschen in mich verliebt, als ich mit der dicken

Unterwegs und glücklich.



Bertha um die Ecke der Hafeneinfahrt seiner Marina kam. Ich hatte vorab gefunkt, dass ich gerne wüsste, mit welcher Seite ich anlegen soll, da ich allein unterwegs war und die Fender und Leinen rechtzeitig anbringen wollte. Interessant war, dass sie mich zwar extra mit einem Boot vor der Einfahrt begrüßten und mich in den Hafen eskortierten, mir dort aber dann bei dem üppigen Wind die hinterletzte schwer zugängliche Ecke zuwies, in die ich mich mit dem größten Schiff im Hafen hineinzwängen musste. Vielleicht war der Grund, dass ich so direkt vor dem Hafenmeisterbüro lag?

Was dann folgte, war ein regelrechtes Verwöhnprogramm des Hafenmeisters. Immer wieder kam er an und brachte Schätze aus seinem Garten an. Mal waren es Aprikosen, mal Kräuter oder Blumen. Zum Schluss schenkte er mir noch seinen Hut, auf dem »Havanna Noche«, das Logo einer bekannten Rum-Marke zu lesen war – die »Noche« gehörte seiner Meinung nach eindeutig auf mein Schiff. Der Hut ist dann im Salon einmal um die Welt gereist. Jetzt habe ich den Hafenmeister tatsächlich wiedergetroffen, als ich bei meiner Suche nach einem neuen Schiff zufällig in seinem Hafen landete. Wir haben einen Abend lang zusammen gegessen und die Route seines Hutes um die Welt nachgemalt. Menschen, die meinen Törn so unvergesslich gemacht haben, reisen in Gedanken immer mit. 

DAS VERLORENE PARADIES

Wir sind seit zwei Tagen unterwegs. Von der Dominikanischen Republik segeln wir im Süden der Insel Hispaniola nach Westen. Unser Ziel: die kleine Insel île à Vache, zu Haiti gehörig und nur etwa sieben Meilen von der Hauptinsel entfernt. Hier leben die Menschen nach dem großen Erdbeben von 2010 noch immer ohne Strom, ohne fließend Wasser und in zumeist provisorischen Hütten.

Ich habe Spenden gesammelt, in Santo Domingo das Schiff vollgeladen mit Grundnahrungsmitteln, Kinderbekleidung, Seife, Zahnbürsten, Windeln und Co - und nun sind wir (zwei Deutsche, eine Schwedin und ein dänischer Quotenmann) auf dem Weg in das ärmste Land der westlichen Hemisphäre. Es ist das zweite Mal, dass ich mich auf den Weg mache, um die Waisenkinder in Haiti zu unterstützen. Wer wie ich mit einem Transportmittel in dieser Region unterwegs ist, sollte nicht zögern, sondern helfen.

Am dritten Tag taucht am Horizont die Silhouette der île à Vache auf. Die kleine Insel ist umringt von einem großen Riff, das wir weiträumig umfahren müssen. Mehrere Fischer ziehen an uns vorbei, raus auf See. Mit ihren kleinen Einbäumen und den aus vielen verschiedenen Tüchern zusammengesetzten Segeln sehen ihre Boote ziemlich rüdig und zugleich wunderschön aus.

*Fischer vor der wunderschönen Île à Vache.
Motorboote gibt es kaum.*

Die Wasserfarbe wird langsam heller, grün, türkisfarben, wunderschön klar.

Als unser Anker in Port Mogan, der einzigen geschützten Bucht, fällt, sind wir müde. Aber gleich paddeln uns vornehmlich männliche Kinder und Jugendliche in ihren Einbäumen entgegen. »Hallo«, »Bonjour! Neugierig beäugen sie uns, zwei von uns sind ziemlich blond und das Schiff ist riesengroß. Mit meinem etwas eingerosteten Französisch geht es gleich los. »Woher kommt ihr? Wie lange bleibt ihr? Habt ihr Kugelschreiber?«, fragen sie. Jeder bekommt ein goodie aus unser großen Geschenkbox. »Solltet ihr nicht eigentlich zur Schule gehen?«, frage ich – und ernte nur ein Schulterzucken. Oft ist nicht genug Geld da, um die Kinder zur Schule zu schicken. Was für uns »Peanuts« sind, kann hier einem Kind die Ausbildung finanzieren. Umgerechnet sind etwa 40 Euro pro Jahr nötig.

Einige der Boote, in denen sie ankommen, sind so marode, dass sie ständig Wasser machen und permanent gelenzt werden müssen. Kleinere Löcher sind mit Kaugummi zugestopft, größere notdürftig repariert.

Am nächsten Morgen werde ich ganz früh von einem leisen »Hallo?« geweckt. Zwei kleine Jungs, die auch schon am Vortag ständig um *La Medianoche* herumgepaddelt waren, sind wieder da. Ich versuche sie zu ignorieren um noch ein bisschen weiterzuschlafen – vergebens. Im Cockpit treffe ich Nadja, die ebenfalls geweckt wurde und noch müde in die Morgensonne blinzelt. »Hallo?«, raunt sie mir zu und grinst. Die beiden kleinen Besucher freuen sich, dass endlich was passiert.

Nach dem Frühstück machen wir uns mit einheimischer Unterstützung auf den Weg ins Hauptdorf »Madame Bernard«. So heißt das Zentrum der Insel tatsächlich. Edison, ein Jugendlicher, der auch bei meinem ersten Besuch schon geholfen hat, holt uns am Vormittag ab. Gemeinsam mit zwei Freunden zeigt er uns den Weg ins Dorf. Ich erinnere vom ersten Besuch vor zwei Jahren nur, dass Edison damals sagte, es wäre etwa eine Viertelstunde zu gehen und ich nach einer guten halben Stunde vorsichtig nachgefragt habe, wie lang die Viertelstunde denn noch so dauern würde. Tatsächlich war es dann eine gute Stunde strammer Fußmarsch. Hier gibt es kaum Uhren, das Zeitempfinden ist grundlegend anders. Ich warne meine Crew also vor, wir nehmen genügend Wasser mit und machen uns in der Hitze auf den Weg durch den Busch, über Stock und Stein; Straßen gibt es hier nicht. Wir kommen an Häusern vorbei, die liebevoll zusammengeflickt sind, meist sehr schief und oft undicht. Edison zeigt uns auch die Disco der Insel. Wir müssen zweimal hingucken, um unter Bäumen so etwas wie aus Ästen konstruierte Tische und eine mit hellen Korallen abgegrenzte Tanzfläche zu erkennen. Strom gibt es nicht, also wird wohl Livemusik hier für Stimmung sorgen.

Als wir im Waisenhaus ankommen, bin ich froh, dass sich schon einiges verbessert hat, seit ich zuletzt hier war. Die vormals grauen Wände sind bemalt, so sieht es fröhlicher aus. Momentan ist gerade eine schottische Hilfstruppe da, um eine neue Küche und Unterkünfte für Praktikanten zu bauen. Es tut sich was. Sœur Flora, die Leiterin des Waisenhauses, ist heute mit einem kranken Kind auf dem Festland. Sie ist zwar Krankenschwester, aber dies ist ein ernster Fall, da sind Ärzte gefragt.

Die Kinder freuen sich über die Aufmerksamkeit und lassen uns kaum los.



Wir gucken uns um und werden von Hugette begrüßt. Die junge Frau kam ins Waisenhaus als sie gerade mal zwei Tage alt war. Heute ist sie Mitte 20 und hilft Sœur Flora bei der Organisation.

Auch die Schule nebenan, die Sœur Flora mit US-Hilfe aufgebaut hat und in der täglich fast 400 Kinder nicht nur Wissen, sondern auch eine warme Mittagsmahlzeit bekommen, sieht besser aus. Beim letzten Besuch war sie durch das Erdbeben noch stark zerstört. Mittlerweile herrscht hier wieder normaler Betrieb. So normal wie es auf der île a Vache eben möglich ist.

Am nächsten Tag teilt sich unsere Crew auf. Zwei gehen zum Waisenhaus, um beim Streichen der Kinderzimmer zu helfen, während ich mit Nadja die »Fähre« zum Festland nehme. Da sie einen Tag später nach Hause fliegen muss, ist Einklarieren Pflicht, damit sie von meiner Crewliste abgemeldet werden kann. Ashley, ein weiterer Jugendlicher mit viel Zeit und wenig Geld für die Schule, hilft uns bei der Expedition in die nächstgelegene Stadt. Zunächst organisiert er Tickets für das Boot zum Festland. Die »Fähre« ist ein Fischerkahn mit Außenborder. Bestimmt 20 Menschen drängeln sich auf den offenen Bänken, und wir gesellen uns als Exoten dazu. Abstand unmöglich. Neben mir sitzt ein freundlicher Einheimischer, der riecht, als hätte er eben noch mit diesem Kahn seine Netze ausgebracht, und grinst mich an. Eine Konversation ist schwierig, da mein Creole nicht ausreicht. Als aber die Wellen größer werden und die Gischt sich literweise über uns ergießt, rücken wir unter meiner Regenjacke zusammen. Die Überfahrt dauert etwa eine halbe Stunde, und als wir ankommen, wartet

die nächste Überraschung, denn die Fähre kann nicht anlegen. Das scheint aber ganz normal und so steigen wir in kleinere Kähne um, die näher an Land gerudert werden. Dort ist es immer noch knietief, doch Ashley zeigt uns, wie es weiter geht – ein Träger kommt angewatet, nimmt ihn Huckepack und trägt ihn an Land. Ich glaube meinen Augen nicht zu trauen, aber schon kommt der nächste Träger. Ich habe keine Wahl, er deutet auf seinen Rücken, zeigt mir, wie ich mich festhalten soll, trägt mich durch das aufgewühlte Wasser und setzt mich an Land auf einem Müllhaufen ab. Ich stehe da wie begossen. Habe ich das eben wirklich erlebt? Hat der mich wirklich gerade wie den Kaiser von China auf seinem krummen Rücken geladen? Das alles erscheint mir total unwirklich, und ich empfinde es als hochpeinlich, mich tragen zu lassen. Lieber hätte ich die Hosenbeine hochgekremgelt und wäre selbst durch das dreckige Wasser gestieft. Aber da kommt schon Nadja auf dem Rücken eines weiteren starken Mannes, landet auf demselben Müllhaufen, guckt mich an und schüttelt ungläubig den Kopf.

Ashley versteht nicht, was daran ungewöhnlich sein soll. Das ist hier eben so. Übrigens sind wir nicht die einzigen. Alle Mitfahrer aus dem Boot gelangen auf die gleiche Weise an Land und verteilen sich schnell.

Les Cayes ist eine dreckige lebhaft, volle Stadt, in der es Autos und Straßen gibt, und einen Markt, der mit allerlei Waren lockt. Erst aber müssen wir den Einklarierungsprozess hinter uns bringen, und ich bete still, dass ich auch gleichzeitig wieder ausklariert werden kann und nicht noch mal diese Tour hierher auf mich nehmen muss. Dank Ashleys Übersetzungen gelingt das Unterfangen nach einer guten Stunde. Als wir aus der Behörde kommen, empfängt uns die staubige Stadt mit Lärm und Chaos. Dies ist kein wirtlicher Ort. Überall treffen wir auf zerlumpte Kinder, humpelnde Alte und Menschen ohne Geld und Arbeit. Touristen finden sich hier nicht. Ich frage mich, wo das vie-



le nach dem Erdbeben gespendete Geld hingeflossen ist. Hier scheint niemand etwas davon bekommen zu haben; es ist deprimierend und hässlich. Ich freue mich sogar auf die Rückfahrt in dem offenen Boot, die aufgrund des Gegenwindes noch nasser wird. Vom Bug her wird eine große Plane über alle Mitreisenden gebreitet. Was für eine Erleichterung, wieder zurück auf *Medianoche* den Dreck abzuwaschen und Zuhause zu sein. Gleichzeitig ist es ein beschämendes Gefühl, das eigene Refugium mitgebracht zu haben und so nie wirklich in die Welt der Einheimischen mit all ihren Härten eintauchen zu müssen. Ich muss mich selber fragen, ob die geleistete Hilfe nicht auch etwas mit dem Versuch zu tun hat, ein schlechtes Gewissen zu beruhigen. Aber gleichzeitig denke ich, das es besser ist, etwas zu tun als wegzuschauen, auch wenn es nur kleine Dinge sind, die ich bewegen kann.

Am nächsten Tag verteile ich Jobs an die jungen Männer, die dringend Arbeit suchen. Putzen und polieren des Bootes ist für beide Seiten sinnvoll. Ihnen einfach Geld zu geben, wäre keine Lösung. Es würde ihre Ehre kränken und unnatürliche Erwartungen wecken.

Als wir dann mit unseren Spenden abgeholt werden und auf dem Wasserwege die Küste der *île a Vache* entlang nach *Madame Bernard* düsen, ist es tatsächlich nur eine Viertelstunde bis ins Dorf. Am Anleger warten weitere Kinder und beäugen neugierig, was da alles geliefert wird. Unsere Einkäufe werden zum Waisenhaus gebracht, auch Nadjas Rucksack, da sie am Nachmittag ja abfliegen muss und von hier aus ans Festland gebracht wird. Ich beneide sie nicht um diesen

erneuten Trip nach *Les Cayes* und auch nicht um die im Vorwege organisierte Taxifahrt nach *Port au Prince*. Die Warnungen vor der Stadt mit extremer Kriminalitätsrate waren zahlreich. Allerdings scheint es zwischenzeitlich, dass sie das Ganze sogar ohne Gepäck antreten soll, denn plötzlich ist ihr Rucksack verschwunden. Wir laufen zum Anleger zurück, wo sie ihn zuletzt selbst in der Hand hatte – nichts. Im Waisenhaus ist er auch nicht, wir erkundigen uns überall. Bis plötzlich *Hugette* kommt und fragt: »Was sucht ihr? Einen Rucksack? – Ja, den haben wir in der Kleiderkammer ausgepackt, gehörte der nicht zu den Spenden?« Wir lachen erleichtert. Und so sucht *Nadja* sich ihre eigene Kleidung, Handtuch und Zahnbürste zwischen der Kinderbekleidung wieder raus und packt ihren Rucksack zum zweiten Mal an diesem Tag. Fast alles findet sich wieder an.

Bei keinem meiner Besuche auf der *île a Vache* ist mir je etwas gestohlen worden. Die Menschen hier sind sehr höflich, stolz und gottesfürchtig. Sie fragen auch nicht, ob wir etwas für sie haben, sind aber umso dankbarer, wenn wir etwas geben.

Sœur Flora begrüßt uns und sieht noch immer so frisch und fit aus, wenn auch ungeheuer zerbrechlich, wie ich sie in Erinnerung hatte. Großartig ist es zu sehen, wie die Kinder gewachsen sind. »Fast alle haben überlebt«, erzählt *Sœur Flora*, »Nur durch die Cholera haben wir drei verloren«, berichtet sie. Und dass der Essensraum gefliert wurde »und nun viel leichter sauber zu halten ist, dass die Cholera nicht mehr so viel anrichten kann.« Denn Hygiene ist ein großes Thema bei der Bekämpfung von Cholera.


^ *Sœur Flora* kümmert sich um jedes einzelne Waisenkind.
 < Besuch von *Wäschefrau Vilna* und ihrem Mann *Doudou* bei uns an Bord.

Ein kleines Mädchen kommt angelaufen. Als es ihren dünnen Arm um meinen Hals legt und gemeinsam mit mir die eben gemachten Fotos auf meiner Kamera anguckt, schleicht sich ein Kloß in meinen Hals. Mir wird erneut bewusst, dass diese Kinder keine Eltern haben. Sie sind daher so ungeheuer dankbar, wenn jemand Ihnen Zeit widmet. Und das tun wir. Wir spielen mit ihnen. Wir halten sie einfach nur im Arm. Wir machen Fotos und Videos und zeigen sie ihnen. Das Gejohle ist groß. »Moi, moi«, die Stimmen wirbeln durcheinander. Alle wollen vor die Linse. Genug Aufmerksamkeit ist das nicht – aber es ist schön zu sehen, wie hier die Großen auf die Kleinen aufpassen. Die Gesunden den Behinderten helfen und alle miteinander eine große Familie sind. Wenn auch eine Familie mit Nöten. Denn es ist nie genug für alle da. »Gerade in der Entwicklung braucht der Körper Nährstoffe und auch mal Proteine, aber meist haben wir gerade genug Reis für alle« erzählt Soeur Flora. Nicht selten geht sie daher selbst auch hungrig ins Bett. Soeur Flora gibt alles, und nimmt nichts. Sie hat ihr Leben den Kindern verschrieben – und Gott.

Heute ist der letzte Schultag vor den Ferien und das wird gefeiert. Wir laufen durchs Dorf zu einer Abschlussveranstaltung in der Kirche, wo alle singen. Danach lädt uns Soeur Flora zum Mittag ein, das heute ein Festmahl ist, so sagt sie. Wir aber hatten uns an Bord schon darauf verständigt, besser nichts an Land zu essen – eben wegen der Cholera-Gefahr. Aber ich bringe es nicht übers Herz, die Einladung auszuschlagen. Das Ganze ist ziemlich ölig, sehr durchgekocht, sicher nicht mehr gefährlich und doch schmackhaft.

Auch Vilna, die Wäschefrau, ist einfach ein Schatz. Sie kommt eines Tages angerudert und fragt, ob wir Wäsche zu waschen hätten. Auch hier freue ich mich, Arbeit vergeben zu können. Als wir dann allerdings auf dem Weg ins Dorf an ihrem Haus vorbeikommen und unsere Unterwäsche in ihren Sträuchern zum Trocknen verteilt finden, muss ich doch etwas schlucken. Beim nächsten Mal gebe ich ihr nur noch Handtücher und Bettwäsche mit. Aber Vilna ist hocherfreut uns zu sehen und zeigt uns voller Stolz ihr Haus. Gemietet wohlgerne, aber völlig windschief und undicht. Sie lebt hier mit ihrem Mann und drei Töchtern und lädt uns zu einer Besichtigung ein. Ihr ganzer Stolz sind ein Küchenschrank und zwei Stühle. Ansonsten trennen im dunklen Inneren des Hauses Tücher die Schlafplätze voneinander. Der hintere Bereich, wo sie selber schläft, droht einzustürzen, aber das scheint sie nicht zu stören. Mehr kann sie sich nicht leisten

Bevor wir abfahren, kommt sie noch einmal angerudert und bringt uns selbstgebackene Maisfladen. Das Beste, was ihre Küche zu bieten hat, »Für eure Reise«, – ich bin unglaublich gerührt. Da wir aufgrund der gesundheitlichen Gefahren weiterhin von der Insel nichts essen wollen, freue ich mich sehr, dass wir draußen auf dem Wasser ein Fischerboot treffen, dessen Besatzung wir mit einem großen Paket Maisfladen eine noch größere Freude machen können.

Es sind diese ganz besonderen Momente und Begegnungen, die in Erinnerung bleiben. 

*Ungewöhnliches Taxi:
Anna wird an Land gepaddelt.*

